

Kultur



Seine schönsten Erinnerungen ans Jahr 1952 sind für den 88-jährigen Robert Frank jene an seine Zeit in Valencia. Foto: Robert Frank/zvg

Als Robert Frank in der Küche tanzte

Wunschloses Glück in einer archaischen Welt: Robert Franks jüngster Bildband zeigt unveröffentlichte Aufnahmen aus Valencia, wo er 1952 ein paar Monate mit seiner Familie lebte.

Brigitta Niederhauser

1952 war Elliott Erwitt zu Besuch bei seinem Kollegen Robert Frank in Valencia. Es muss eine grossartige Zeit gewesen sein für die beiden Fotografen. Erwitt fotografierte den damals 28-jährigen Frank, als dieser mit aufgekrempten Hosen ganz versunken in einer schäbigen Küche mit seiner jungen Frau Mary tanzte. Ein Bild voll wunschlosem Glück. Der wortkarge Frank wird später sagen, dass Valencia die schönste Erinnerung an das Jahr 1952 sei.

Sechzig Jahre nach dem Tanz in der Küche präzisiert er im Vorwort seines jüngsten Fotobands «Valencia 1952» die Erinnerung mit folgenden Worten: «Mehr Fantasie als Erinnerung.» Lange soll Frank die Idee eines Fotobands über jene Zeit mit sich herumgetragen haben, nur 42 hat er aus den Hunderten von Bildern ausgewählt, als Valencia noch keine Millionenstadt, sondern ein einfaches Fischerdorf war. Frank, der 1947 die Schweiz verlassen hatte und nach Amerika emigriert war, kam aus Paris, wo er eine Zeit lang gelebt hatte. Mit seiner Frau, der Bildhauerin

Mary Lockspeiser, und dem Sohn Pablo wohnte er für fünf Monate in einem Haus am Strand. Vermutlich wäre er noch länger geblieben, wäre da nicht eine grassierende Gelbsucht gewesen, die für ein kleines Kind hätte lebensbedrohlich werden können.

Frank kannte Spanien bereits. Ein Jahr zuvor war er in Madrid mit seiner Kamera unterwegs gewesen. In Valencia entdeckte er aber ein völlig anderes Spanien, das ihn weit mehr interessierte als die glamouröse Hauptstadt. Es ist ein Spanien weit ab vom damaligen Europa, eine archaische Welt der schwarzen Kleider, der kantigen Gesichter, der grossen Familien und der herben Bräuche. Ausgesperrt aus dieser hermetischen Welt ist das faschistische Spanien von General Franco, von dem Robert Frank bei seinem Aufenthalt nichts gespürt haben will.

Reden über Frank

Das erfährt man allerdings nicht von Frank direkt. Denn wie beim Fotoband «Pangnirtung» (Steidl), den er letztes Jahr

mit Bildern aus dem Bodensatz der Erinnerungen gestaltete, beschränkt sich sein Vorwort auf ein paar lakonische Sätze. «Blumenfeste, und die gelbe Strassenbahn immer überfüllt», notiert er. Andere haben es übernommen, über die Erfahrungen und Empfindungen des schweigsamen Fotografen zu sprechen: Der schmale Band enthält noch ein ausführliches Gespräch dreier Fachleute. Wortführer ist der Kunsthistoriker Vicente Todoli, ein alter Freund, mit dem zusammen Frank den Band herausgegeben hat. Todoli, langjähriger Direktor der Tate Modern in London, stammt aus Valencia. Er kannte Frank aus New York und organisierte 1985 dessen erste Ausstellung in Spanien. Trotz der grossen Nähe zum Fotografen mutet sein Gespräch mit den beiden Fotospezialisten Sarah Greenough und Peter MacGill seltsam an. Reden doch die drei über Frank, als wäre der 88-Jährige schon tot oder im Koma und nicht mehr ansprechbar. Es irritiert, wenn MacGill fragt, was Frank in Valencia eigentlich im Sinn gehabt habe,

und Todoli Auskunft gibt. Er erzählt, dass Frank in Valencia das Meer entdeckt und sich den technischen Herausforderungen gestellt habe, die das neue Licht abverlangte. Weiter erfährt man, wie fasziniert Frank von den Stierkämpfern war, im Unterschied zu anderen Fotografen sich aber nicht für den Kampf interessierte, sondern vielmehr für die Vorbereitungen. Und Todoli verrät auch, dass Frank hoffte, mit der Serie über Valencia den Preis für Young Photographers zu gewinnen, der ihm aber verwehrt geblieben sei.

All diese Erläuterungen aus zweiter Hand brauchen Franks Aufnahmen aus einer längst untergegangenen Welt nicht. Spiegelt sich doch in diesen Bildern ohne Verfalldatum das Lebensgefühl des jungen Fotografen, der in der Küche tanzte und am Meeresrand zu sich und jenem Selbstvertrauen fand, um in seiner Arbeit nur noch seiner Intuition zu folgen.

Robert Frank: Valencia 1952. Steidl-Verlag, Göttingen 2012. 64 S., 50.90 Fr.

«Mean love, not war», dixit Paul McCartney

Der Chor des Gymnasiums Neufeld und das Orchester Kollegium Brig brachten in der Französischen Kirche zweimal ein Oratorium des Ex-Beatle zur Aufführung.

Marianne Mühleemann

Sie präsentieren sich in roten, blauen und grünen Shirts. Doch trotz unterschiedlicher Couleurs singen sie wie aus einem Mund: «Teach us to love.» Eindringlich klingt die Aufforderung, die sich im Laufe des Abends zum Aufruf nach Frieden verdichten wird. Der Chor des Gymnasiums Neufeld stimmt sie an zum Auftakt seines Konzerts in der Französischen Kirche.

Das grosse Unisono wird vom Orchester Kollegium Brig und dem Ostinato der Orgel bekräftigt. Jedem im Publikum ist klar: Der Wunsch dieser jungen Menschen, das Lieben zu lernen, richtet sich an eine höhere Instanz: den Heiligen Geist persönlich. Paul McCartney ist der Autor der Worte in Englisch und Latein, und der Ex-Beatle hat auch die postmoderne Musik zu diesem Oratorium für Sopransolo, gemischten Chor und sinfonisch besetztes Orchester komponiert. Nachdem das Werk 2006 unter dem lateinischen Titel «Ecce cor meum» (Siehe mein Herz) bei EMI veröffentlicht wurde, begegnet man ihm auch im Repertoire von Laienchören immer wieder.

Der Pop-Titan pflegt im klassischen Fach einen eher heterogenen Stil. Immer wieder hat man den Eindruck, er habe sich frei von Bach bis Orff in der Musikgeschichte bedient. So wechseln romantizierende, mit eingängigen Rhythmen strukturierte Sätze mit üppigen, mit Trommel und Trompete aufgerauschten Klangballungen. Man findet expressiven oder mystisch abgehackten Sprechgesang, episch ausladende Unisoni und feinste lyrische Vokalsoli.

Mit Engagement und Stimmfeuer legen sich die Sängerinnen und Sänger des Chors des Gymnasiums Neufeld ins Zeug und geben alles, um McCartneys Partitur ins allerbeste Licht zu rücken. Bernhard Kunz, Christoph Marti und Bruno Späti – ein initiatives und bewährtes Leitungstrio – haben den vielschichtigen Konzertabend klug aufgebaut. McCartneys viersätziges Œuvre wurde auf drei Sätze gestutzt und zur Klammer für Chorwerke von Benjamin Britten («Voices for Today») und Henry Purcell («Hail! Bright Cecilia») umfunktioniert. Mühelos bewältigt der Chor die Ganztonschritte und dissonanten Intervalle in Britten Anthems, einer tiefgründigen Zitatensammlung durch die Menschheitsgeschichte. Auch im erweiterten Hörraum – zwei Sopransoli sind auf der Empore platziert – schwingt die Botschaft mit. Purcells Ode in kleiner Chorbesetzung ist Musik wie unter dem Brennglas: Organisch fügen sich Chor, instrumentale Zwischenspiele und Sopransolo (Nuria Richner) zum lebendigen Klangganzen. Eine schöne Leistung.

Kulturnotizen

Konservatorium Bern Preise am International Piano Competition Freestyle

Mit dem Konzert der Finalisten im Konservatorium Bern fand der II. International Piano Competition Freestyle einen Abschluss. Der 13-jährige Emanuel Roch aus Dresden erhielt einen Gesamtpreis für herausragende Leistungen in allen Runden. Die 19-jährige Baslerin Elia Marcionetti bekam einen 1. Preis für Improvisation. (klb)

Dampfzentrale Kurzfristige Absagen am Saint-Ghetto-Festival

Nach den krankheitsbedingten Absagen von Phantom Act und Soap & Skin muss die Dampfzentrale für das Saint-Ghetto-Festival (23.-25. 11.) umdisponieren. Für Freitag wurde als Ersatz das lokale Duo The E's verpflichtet. Wer Soap & Skin am Freitag ersetzt, ist noch nicht klar. Besucht jemand trotz des veränderten Programms die übrigen Konzerte, erstattet die Dampfzentrale 15 Franken als Entschädigung. Möchte jemand die Konzerte nicht mehr besuchen, erhält er oder sie ein Ticket für einen Saint-Ghetto-Abend nach Wahl. (klb)

Stiller Kampf um ein Tessiner Tal

In einer eindrücklichen Dokumentation gibt Stef Stauffer den Menschen im Onsernonetal eine Stimme.

Beatrice Eichmann-Leutenegger

Jenseits der vornehmen Seniorenresidenzen, der Wellnessanlagen unter Palmen und der Luxusgeschäfte stösst man hier auf eine Tessiner Welt, die man einer überwundenen Vergangenheit zugeordnet hat. Schriftsteller wie der Berner Walther Kauer oder der aus dem Locarnese stammende Plinio Martini haben vor Jahrzehnten solche Lebensbilder voller Entbehrungen gestaltet.

Stef Stauffer, die als Lehrerin und Schulleiterin arbeitet, in Berns Umgebung wohnt, sich jedoch immer wieder ins Onsernonetal zurückzieht, holt in ihrem Buch diese Welt zurück. Wer ihre Aufzeichnungen liest, die sich von der Prominenz eines zeitweise hier ansässigen Max Frisch, Alfred Andersch, Golo Mann oder einer Alinge Valangin abkehren, wird künftig nicht nur das Onsernonetal mit anderen Augen betrachten, sondern auch seine eigenen Einstellun-

gen zu Besitz und Konsum korrigieren. Der Text erzählt nicht eine fortlaufende Geschichte, sondern stellt sich als eine Sammlung verschiedener Berichte aus dem Mund älterer und sehr alter Dorfbewohner dar. Am Ende der Lektüre gewinnt man jedoch den Eindruck, einer grossen, in sich geschlossenen Erzählung über die Talbewohner zugehört zu haben.

Subtile Schilderungen

«Es ist die Würdigung einer Welt, die vielleicht in Kürze und in aller Stille zugrunde gehen wird», schreibt die Autorin im Vorwort. Sie meldet sich auch während ihrer Gesprächsprotokolle immer wieder zurück – in unaufdringlichen Kommentaren und subtilen Schilderungen jahreszeitlicher Stimmungen. Was in den Äusserungen der alten Frauen und Männer aufscheint, sind «die grossen Geschichten vom kleinen Leben», gezeichnet von Verzicht und Abschied.

Zwar beansprucht keiner der Rückblicke Vollständigkeit – zu gross ist die Scheu dieser Menschen vor einer Preisgabe –, aber dennoch erstaunt der Grad ihrer Offenheit und spricht für das Ver-

trauen der Menschen gegenüber der Fragestellerin.

In der Kindheit fehlte es an allem – an Geld, Platz, Nahrung, Spielsachen und oft auch an Verständnis. Zehn Kinder schliefen in einem Fall mit Vater und Mutter im gleichen Raum. Schläge gehörten zum Erziehungsprogramm der Eltern und Lehrer. Meist arbeiteten jedoch die Väter auf Baustellen in der Ferne, weil sie im Tal kein Auskommen fanden. Oft kehrten sie erst an Weihnachten in die Familie zurück und sorgten dann für deren Erweiterung im folgenden September. Die strenge landwirtschaftliche Arbeit im Tal und sommers auf den Alpen blieb den weiblichen Familienangehörigen überlassen.

Bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte die Strohflechterei den Bewohnern einen kleinen Verdienst gestattet. Als diese Möglichkeit schwand, zogen auch die jungen Frauen als Küchen- und Haushalthilfen ins Unterland; der schleichende Schwund jüngerer Talbewohner nahm zu, hatte ohnehin schon durch frühere Auswanderungsbewegungen nach Kalifornien und Argentinien eingesetzt. Auf die Abwanderung reagierte man 1903 mit der Gründung

des Vereins Pro Onsernone, der sich bis heute für das Überleben dieses Bergtals engagiert. Eine grosse Bedeutung kommt dem Unterhalt des Verkehrswegs zu: 1916 fuhr das erste Postauto ins Tal, das kein Durchgangstal ist (einmal plante man indessen eine Strassenführung bis nach Domodossola).

Und doch sind sie zufrieden

Nachdenklich aber stimmt die Tatsache, dass jene Männer und Frauen, die hier wohl erstmals zu Wort kommen, zufrieden auf ihr Leben zurückblicken. Immer haben sie versucht, mit den gebotenen Möglichkeiten auszukommen. Als sich ihre Lage allmählich besserte und etwa Reisen ins Blickfeld rückten – sei es auch nur nach Locarno –, kehrten sie stets gern in ihr Tal zurück. «Nach Zürich fahren? Einmal und nie wieder!», sagt eine der Frauen, «das war nicht meine Welt.» Wer sich aber heute längere Zeit im Onsernonetal aufhält, muss noch immer die Stille ertragen können.

Stef Stauffer: Steile Welt. Leben im Onsernone. Lokwort-Verlag: Bern 2012, 208 Seiten, 32 Fr.